Umfang acht Seiten

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1910 BERLIN / DONNERSTAG DEN 26. MAI 1910 / WIEN NUMMER 13



Dr. Richard Moses Meyer / Professor für Literatur an der Berliner Universität teilte die Literatur mit grösster Entschiedenheit in Dezennien ein und gelangte zu weiteren Unterschieden aus der Analyse von Haartracht, Kleidung und Knochenbau der betroffenen Dichter

INHALT:

Perversität

Von Karl Kraus

Nervenärzte und andere Laien schwätzen jetzt über Homosexualismus. Es hat sich im Lauf der Begebenheiten so viel Verständnis für die Sache entwickelt, daß die Einteilung in solche, die nicht anders und in solche die auch anders können, zum Gemeinplatz geworden ist, von dem aus die Vertreter von Gesetz und Sitte, also die, die überhaupt nicht können, Mitleid und Verachtung ausgeben. Die Menschheit wird sich mit der Zeit — so etwa in 129 bis 175 Jahren — wahrscheinlich zur schwindelnden Höhe jener Erkenntnis emporschwingen, die die angeborene Homosexualität für eine Krankheit erklärt, die sie definitiv verzeiht, und die „erworbene" für ein Laster, das sie nach wie vor der strafrechtlichen Verfolgung, der sozialen Acht und dem Erpressertum überantwortet. Sie wird die Unterscheidung den psychiatrischen Schergen überlassen, die durch die bekannte Bordellprobe — vergleichbar der Wasserprobe des Hexenglaubens — untrüglich festzustellen vermögen, ob einer ein Kranker oder ein sogenannter „Wüstling" ist. Der Paragraph wird den „unwiderstehlichen Zwang" anerkennen, also wenigstens der Krankheit gegenüber Gnade für Recht ergehen lassen, aber die Schmach einer Menschheit vermehren, die sich von der Jurisprudenz an die Genitalien greifen läßt. Nie wird sich das Gesetz dazu entschließen, das Einverständnis zweier mündigen Menschen unbehelligt zu lassen, und wenn es schon anerkennen muß, daß Krankheit kein Verbrechen ist, so wird es dafür das „Laster" für ein um so größeres halten. Die unbefleckte Ahnungslosigkeit, die Gesetze macht, wird höchstens jenem Naturdrang ein Opfer bringen, vor dem es kein Entrinnen gibt. Aber sie würde sich dreimal bekreuzigen vor einer Meinung, die ihr ins Gesicht zu sagen wagte, daß eher die Krankheit ein Verbrechen ist als das Laster. Solche Meinung darf man heutzutage nicht einmal bei sich behalten, geschweige denn aussprechen. Darum tu ich's. Ueber den Wert des Mitleids kann man verschiedener Meinung sein. Ich sage, daß man die geborenen Homosexuellen, nicht weil sie Kranke sind, freisprechen soll, sondern weil uns ihre Krankhaftigkeit keinen Schaden zufügt. Mag man aber die mildernden Umstände, auf die sie selbst plädieren, aus welcher Einsicht immer gelten lassen, das Interesse einer Kulturfrage kann die Behandlung pathologischer Formen nicht in Anspruch nehmen. Die Natur und Herr Dr. Magnus Hirschfeld mögen was

immer für Pläne mit diesen Geschöpfen vorhaben, eine tiefere Anteilnahme kann der Einzelfall, nie das Problem beanspruchen. Der Mischmasch, den die Natur erschaffen und Herr Dr. Hirschfeld kategorisiert hat, kann auch Talente haben: seine kriminelle Behandlung, so verabscheuenswert sie ist, berührt die Freiheit nicht in einem tieferen Begriffe. Anders die Verfolgung der "Perversität" als solcher, anders der stupide Haß, der der Persönlichkeit in die Rechte ihres Nervenlebens folgt. Auf die Gefahr hin, sich selbst dem Verdacht der „erworbenen Homosexualität" preiszugeben, müßte jeder denkende Mensch laut aufschreien über die Schändlichkeit, die eine staatliche Norm für die Betätigung des Geschlechtstriebs vorschreibt, und laut und vernehmlich das Recht auf erworbene Homosexualität proklamieren. Der fromme Blödsinn hat jede Nuancierung der Lust, jede Erweiterung der Genußfähigkeit und die Eroberung neuer erotischer Sphären, die in allen Kulturen, nicht bloß in der griechischen, das ureigenste Recht des Künstlers und den Vorzug jedes höher organisierten Menschen gebildet haben, als Wüstlingslaster verfehmt, und die Staatsidioten sind der Ansicht, daß der Mann, der die Homosexualität "erworben" hat, sich in keinem Wesenszug von jenem unterscheidet, der nichts dafür kann. Die männlichsten, geistig und ethisch vollkommensten Männer, die seit Sokrates dem „Laster" gefröhnt haben, sehen demnach zum Verwechseln den weiblichsten Weiberseelen ähnlich, die ein vertrackter Zufall in einen männlichen Leib gesperrt hat. Daß sie dort ihre peinlichsten Exzesse treiben, und daß die Nichtanderskönner eine soziale Unbequemlichkeit sind, wer könnte es leugnen? Die Einschaltung eines sexuellen Stroms zwischen Mann und Mann, also eine zweite „Norm", schafft unnötige Komplizierung der Lebensverhältnisse. Es ist beschwerlich, mit einem Mann ein männliches Gespräch zu führen, wenn er nur deshalb an unserem Munde hängt, weil ihm unser Mund gefällt, und statt mit den Ohren, mit den Augen zuhört. Aber glaubt einer ernstlich, daß in solchem Gespräch auch der andere Typus, dessen verfeinerte Geistigkeit zur homosexuellen Handlung führen kann, die Besinnungsfähigkeit verliert? Man muß der Menschheit solange mit „Paradoxen" auf den Schädel hämmern, bis sie merkt, daß es die einzigen Wahrheiten sind, und daß witzige Antithesen bloß dann entstehen, wenn eine frühreife Wahrheit mit dem Blödsinn der Zeit zusammenprallt. Man muß ihr sagen: Perversität kann eine Krankheit, sie kann aber auch eine Gesundheit sein. Das Widerspiel der Norm, aber auch die letzte untrügliche Probe der Norm. Unappetitlich an der Sache ist höchstens die Terminologie. Wer das Weibliche sogar im Mann sucht, ist nicht „homosexuell", sondern in der homosexuellen Handlung, „heterosexuell". Pervers ist vielmehr, wer das Männliche sogar im Weib sucht. Der „Wüstling" kann der entschiedenste Bejaher einer Norm sein. Der geborene Homosexuelle, dem die simple Männlichkeit nicht mehr genügt, könnte als letztes Raffinement, wenn er eines solchen überhaupt fähig ist, das Mannweib in Männerkleidern wählen. Der Normale den Knaben im Weiberkleide. Wenn ich die Wahl zwischen einem Antinous und einer Frauenrechtlerin habe, — ich bin nicht pervers genug, um zu schwanken, und ich bin nicht Heuchler genug, um nicht zu bekennen, daß bloß der Gesetzeswahnsinn, dem ich die Freiheit außerhalb des Kerkers opfern muß, mir die Praxis meiner Wahl verwehrt. Alle Erotik beruht auf der Ueberwindung von Hemmungen. Eine stärkere Hemmung für den Mann als das Merkmal des eigenen Geschlechtes gibt es nicht; gelingt es, sie zu überwinden, so ist die Zuneigung zum andern Geschlecht, die erlaubte, offenbart. Der Anormale sucht die Zeichen der Männlichkeit; der Normale flieht sie oder besiegt sie auf der sicheren Spur femininer Anziehung. Der Sieg wird erleichtert durch die Hemmung des Verbots, die gleichfalls erogen wirkt. Der Künstler, der das Gebiet der Weiblichkeit schneller abgehaust hat als der Philister, hat vermöge der Gnadengabe einer regenerierenden Phantasie die Kraft, seinen Bedarf am Weib auch beim Mann zu decken. Der volle Mann, dem die Möglichkeiten der doppelgeschlechtlichen Naturanlage nie versperrt sind und der die Lust am Weibe nicht nur beweist, sondern vermehrt, wenn er die Lust am Manne versucht, steht dem pathologischen Homosexuellen ungleich ferner als dieser dem Weib. Wie der Magnet die Eisenfeilspäne im Holzstaub, so zieht er das Weibliche im Mann an sich. Der Magnet ist also pervers, weil er sich mit dem Holzstaub einläßt. Die Dummheit einer ganzen Welt stellt sich das Geschlechtsleben als eine Sache der Einteilung oder als die geradlinigen Resultate ethischer Entschließungen vor. Man weiß wirklich nicht, wovon man fett wird. Daß die süße Speise in einem Hexenkessel bereitet wird, — wer uns das sagte, verdiente gesteinigt zu werden. Wer einem Dummkopf sagte, daß die Würze der Kost jede beliebige Widerwärtigkeit sein kann. Daß ihn ein Hindernis zu seiner Geliebten führt. Und daß der Geschmack, je kultivierter er ist, desto mehr Würzen braucht. Der Wissende vermag alle Hemmungen, die er als solche empfindet, als erotische Hilfen zu nützen. Ihm dient die Phantasie, wie dem echten Weib die Sinnlichkeit dient. Alles, was sich neben der Liebe begibt, fließt, ihn zu verstärken, in den Hauptstrom der Sexualität. Von allen Höhen und aus allen Rinnsalen des Geistes kommt Sukkurs; aber der Strom weiblichen Genießens hat vom Ursprung bis zur Mündung keine Nebenflüsse. Der Ueberschuß an Sexualität beim Manne kann sich in einheitlichem Lauf und er kann sich in geistiger Differenziertheit ausleben. Zwischen einem Holzknecht und einem Denker besteht immerhin dieser Unterschied. Dem Weib gibt die gerade Linie die Bedeutung, gibt ihm die einzige Persönlichkeit, deren das Weib teilhaftig werden kann, und Differenzierung schafft die pathologischen Formen der Hysterie. „Perversität" gibts nicht. Konversionsfähigkeit ist ein Vorzug des Mannes, ein interessanter Mangel der Frau, deren Unvollkommenheit der Mann wieder zu konvertieren vermag. Das Weib braucht die Persönlichkeit des Mannes, aber der Mann kann die Persönlichkeit des Weibes eher anbeten als brauchen, nur von ihr gebraucht werden. Er kann ein Weib verschmähen, ohne daß sie es ahnt. Sie glaubt, daß er bei ihr ist, und er betrügt sie mit einer Situation, mit einem Hindernis, mit einer Erinnerung. Beginnt aber sie aus Begleitumständen erotischen Genuß zu ziehen, so wird sie bedenklich. Die ewig wachen Sinne des Mannes vermag seine Sinnlichkeit nicht zu betäuben. Phantasie eilt ihr zur Hilfe und wird mit den Sinnen fertig. Sie verarbeitet den Rest, der zurückblieb, und läßt den Mann aus der vertracktesten Widerwärtigkeit, die er einmal bei der Liebe gefunden hat, erotischen Genuß ziehen. Die Erinnerung an ein Klaviergeklimper, das er nicht ausstehen konnte, treibt ihn zurück, er sehnt sich nach dem ungelüfteten Schlafzimmer, aus dem er geflohen ist, und alles, was ihn abstößt, zieht ihn an. Der Frauenleib ist ein Imaginiertes, real und enttäuschungslos sind nur die Vorstellungen. Phantasie anästhesiert, macht häßliche Hände schön und ein Weib begehrenswert, das mit der Andern nichts als eine häßliche Hand gemein hat. Aesthetisch wertet nur der Mann ohne Einbildungskraft oder die Frau ohne Sinnlichkeit. Sie ist noch immer objektiver, wenn sie an dem Busen einer Rivalin etwas auszusetzen hat, als er, wenn er ihn preist. Er führt meisterlich Regie über ein Ensemble der Defekte und kommandiert allen Hindernissen, daß es ein Vergnügen ist. Beliebte Hemmungen sind, — o Romantik! — das Nichtzuhausesein einer Frau, das Verreistsein, das Verheiratetsein, die christliche Sündenlehre und das Strafgesetz. Wer ohne Hemmungen lebt, ist ein Schwein. Wer sie im Kampf überwindet, ist ein Künstler. Das Weib trägt aus solchem Kampf die Trophäen der Hysterie davon und bleibt die Gefangene ihres Sieges. Sie ist in ihrer Gebundenheit so normwidrig wie der Mann als Sexualtier. Aber die freie Sinnlichkeit des Weibes ist der volle Wert, durch den es die Natur entschädigt hat, als sie dem Mann die Phantasie gab.

Daniel Jesus

Roman

Von Paul Leppin Dritte Fortsetzung

Der Schuster Anton hatte einen Sohn. Als der noch ein Kind war, nannte er ihn Josef, aber er hatte nun schon seit sieben Jahren kein Wort mehr zu ihm gesagt.

Er ließ den Knaben studieren und wollte einen tüchtigen und gescheiten Menschen aus ihm machen. Er wurde ein Strolch. Vor einigen Wochen erst war er wieder aus dem Zuchthause gekommen. Er schlich sich leise und unhörbar in sein Zimmer und zeigte sich niemandem. Sein Vater und seine Mutter Margarete duldeten ihn in ihrem Hause, weil er ihr Sohn war, und sie beteten in den Nächten für seine Seele, während er in wüsten Lokalen sein Geld vertrank.

Josef war den Tag über Schreiber bei einem kleinen Advokaten. Bleich und wortkarg tat er seine Pflicht und steckte finster den kargen Lohn ein, den ihm der Monat brachte. Daniel Jesus hatte ihm diese Stelle verschafft, weil ihn dieser junge Mensch mit dem schmutzigen Schlapphut, dem grünen Stein in der grellen Kravatte und dem Diebsgesicht interessierte. Daniel Jesus hatte einen weiten und einen stahlharten Blick für die Seele. Er nahm die Leute nicht nach ihrem Nutzen und ihrem Wert fürs Leben, er sah und scheute in ihnen zumeist die latenten Kräfte des Geschicks, das sie erfüllten. In Josef hatte er gleich beim ersten Male jene blindwütige und grandiose, stumpfe Energie erkannt, die seine Jugend in Dunkelheit und Kot hinunterführen mußte. Er wußte, daß Josef einer der seltnen Menschen sei, die man dazu gebrauchen könne, Schicksale zu beschleunigen und bange Entwicklungen gewaltsam zu schmerzlicher Blüte aufzureißen. Josef hätte eine Stadt angezündet und tausend Leute verbrennen lassen, wenn er betrunken war und ihm jemand diesen Gedanken einblies. Ein schwacher, aber gewalttätiger Mensch, unsicher und unselbständig, aber eigensinnig und grausam in seinem Herzen.

Diesen Menschen entdeckte Daniel Jesus mit Freude und Graun. Er unterstützte ihn mit seinem Geld und seinem Einfluß und hielt die Polizei von ihm fern, so lang es ging. Er bewahrte ihn, wie er zuweilen leise schauernd dachte, für einen großen, roten Augenblick seines Lebens, wo zwischen Glut und Staub und Asche die trunkne Hand des Diebes eine Stunde oder ein Wort zu ihm brächte, das vielleicht ohne ihn niemals oder sehr lange nicht gekommen wäre. Allmählich fühlte er, daß diese Stunde nahe war zum Greifen. Er sah die blasse, zerrissne Stirn des Schustersohnes, auf der die ruchlosen Gedanken eines feigen und unbesonnenen Herzens krochen, und sah die Schatten und Flecke in seinem Gesichte, die von den wilden Flüchen seiner betäubten Seele sprachen. Und er wußte nun, daß dieser Mensch reif für ihn war. Fast kams wie eine Angst zu ihm bei dieser Erkenntnis.

Daniel Jesus war reich. Er streute das Geld mit fiebernden Händen aus wie einer, der nur für einige Minuten Kaiser ist. Darum ging es wie ein Zauber und wie ein Bann von ihm aus. Oft mußte er an den Rattenfänger von Hameln denken. Sein Geld zog um ihn einen gespensterhaften unsichtbaren Kreis, dem jeder erliegen mußte. Viele Menschen waren seinetwegen schon verraten worden und manches Glück verkauft. Aber es war trotzdem immer wie ein Rausch und eine willenlose Hingabe um ihn her. Wenn die Musikanten für ihn spielten, dann schien es, als ob die Instrumente lebendig würden und Hände bekämen. In tausend Figuren sprachen und schrieen sie zu ihm hin und folgten ihm nach und haschten ihn mit den Fingern und baten und lachten und kicherten immer um ihn herum, wenn sie rückwärts an seinem Buckel vorüberkamen, hell und impertinent wie die Buben, die über ihn auf der Straße lachten.

Daniel Jesus saß auf den schmutzigen Dielen und schrie. Er wollte ein andres Lied haben, ein ehrliches oder ein schuftiges, aber keins das mit Grimassen hinter ihm herschlich und mit seinem eignen Gelde so höllisch gell klimperte. Die schwarze Carmen saß vor ihm auf einem leeren Fasse und hatte fingerdicke Goldringe in den Ohren und darin links und rechts je einen echten Diamanten. Die Steine schenkte ihr Daniel Jesus im letzten Sommer, weil sie ihn eine Viertelstunde lang amüsiert hatte. Sie war in seiner Equipage eines Mittags splitternackt hoch aufgerichtet im Kutschbock mit seinen zwei tollsten Pferden wie eine Rasende durch die Stadt gefahren, und niemand hatte gewagt, die wahnsinnige Fahrt aufzuhalten. Wie durch einen Zufall geschah kein Unglück, und die Polizei hatte das Nachsehn. Zwar hatte man den Wagen Daniels erkannt, aber niemand vermochte mit Bestimmtheit etwas auszusagen. So fuhr die schwarze Carmen, die nackte Hure, jauchzend und wild im geöffneten Tore der Villa „Jesus" ein, wo weit draußen vor der Stadt die alte Bettlerin auf der Straße und der Leiermann mit seinem Holzbein dem seltsamen Wagen und seinem seltenen Führer wie einem Spuk nachstarrten.

Heute dachte Daniel Jesus gar nicht mehr an dieses Abenteuer. Er sah in das rote, verzerrte Ge-

sicht des Schreibers Josef hinein, der zwischen Dirnen und Kupplern mit der seidnen Rosa tanzte. Sie befanden sich tief unter der Erde in einem verrufenen Wein- und Schnapskeller, gerade in demselben Hause, wo Schuster Anton wohnte. Wenn man ein wenig hinaustrat aus dem niedrigen Raum, in dem der Petroleumdampf zwischen den schreienden Menschen wie eine gelbe Mauer stand, konnte man im Finstern die feuchte Treppe sehn, die hoch hinauf bis zu Schuster Antons Türe führte. Anton war nicht zu Hause. Er war mit einer Schar von Betern in ein Dorf gegangen, wo ein Mädchen jeden Tag die Mutter Gottes sah. Das Mädchen mußte er sprechen, und noch in der Nacht waren die Männer aufgebrochen, es zu suchen.

Frau Margarete lag allein zu Bett im Dunkeln und rang mit ihrem Leib. Ihre Hände hatten das eiserne Kruzifix, das sie umklammerten, beinahe glühend gemacht, und wie damals, als sie neben ihrem Mann in der Stube das Marienlied sang, rief sie in der Marter des Streites nach Gott. Und ihre Brust war heiß und naß vom Schweiße der Angst. Sie fürchtete sich vor der Sünde, die alle die Jahre neben ihr gestanden hatte und in ihre Gebete und in ihr Tun die glühende Asche des Unfriedens blies. Immer hatte sie gesiegt, und Anton, ihr Mann, stützte ihren Arm, wenn sie schwankte und den Weg nicht mehr vor Augen sah. Und nun sollte sie erliegen? Wo sie alt geworden war und ihr Sohn schon fast vierundzwanzig Jahre zählte! Ihr Sohn! — Sie schauderte. — O Gott, warum hatte er sie so gestraft! Das war die Sünde, die in ihr fraß und ihren mächtigen Leib wie im Krampfe in die Höhe warf.

*

Frau Margarete horchte nach unten. Tief, tief aus dem Keller kam es manchmal herauf wie der murrende Atem eines Tieres. Oder der Ruf einer Violine, der keinen Ausweg fand aus den Mauern des Hauses, floh schreckhaft und gehetzt die dunkeln Treppen hinauf und fiel vor Frau Margaretens Bett wie ein müder Mensch zu Boden. Dort also hielt er sich jeden Abend auf. Er fand es nicht der Mühe wert, seine Schande aus dem Hause seiner Mutter zu tragen, und sie konnte das Keuchen seiner Seele, für die sie in Qualen betete, aus Dunst und Qualm bis in ihre Stube hören.

Und plötzlich schloß sie die Augen, und in der schwarzen Finsternis des Abends wurde ihr Gesicht weiß wie ein Traum. Er, er war auch unten! Sie hatte seinen Wagen vor dem Hause stehn sehn, und das Scharren der Hufe klang zu ihr. Daniel Jesus! Mutter Maria! schrie es in ihr — hilf, hilf mir vor der Sünde. Er ist ja ein Krüppel und häßlich wie sie, aber ich habe Furcht vor der Liebe zu ihm, und niemand ist bei mir, der mir die Hand gibt in meiner Not.

*

Im Keller unten war die Trunkenheit über die Menschen gekommen. Sie lachte und stürzte über die eignen Knie und blickte in die Fensterscheiben mit blöden, bunten und verglasten Augen, als suche sie etwas für ihre heimliche und verhaltne Wut.

Daniel Jesus sah dem berauschten Josef ins Gesicht. Er hatte der seidnen Rosa das Mieder aufgenestelt und biß in ihre roten, verschwitzten Brüste, während sie ihn kreischend von sich stieß. Er sah den giftgrünen Stein an seinem Halse blinken und sah die versteckte, willenlose Gebärde seiner Augenlider und seinen ungebändigten, sinnlichen Mund.

Das ist die letzte Stunde — dachte er und rief den Schreiber.

Du hast eine schöne Mutter, Josef, sagte er.

Ja, Herr, willst du sie haben, ich hole sie dir — — lallte der Trunkne.

Da ging es wie ein großes, zwingendes Erleben über die Züge Daniels. Ein Aufatmen und ein Zusammenfallen von hundert alten und bleichen Gedanken. Im letzten Winkel seiner Seele hatte er sich doch stets vor dem Schreiber geängstigt, den er sich vielleicht für sein eignes Verhängnis bereitete, wie man sich einen tückischen Trank für den eignen Tod mischt. Aber nun war alles frei geworden in ihm. Jetzt wußte er, daß nichts mehr die Erfüllung aufhalten konnte. Ein stolzes Lächeln verzog seinen Mund.

Geh, hole sie! sagte er. Sie schläft allein in ihrem Bett. Ich will ihren Leib ohne Kleider sehn. Sag ihr das. Und wenn sie nicht gehorcht, so bring sie mit Gewalt. Ich will Dir ein Vermögen schenken. Aber sieh Dich vor: sie ist eine starke Frau.

Die Augen des Trunkenen wurden groß und tief und ziellos wie die eines Blinden. Ein Zucken ging durch seinen Körper und ein Schrei. Dann flog er die Treppe hinauf.

Und auf einmal, wie auf eine Gebärde, schwieg die Musik. Die Instrumente krochen zusammen und duckten sich. Die schwarze Carmen riß noch einmal den Mund auf und fiel mit gespreizten Beinen bewußtlos zur Erde.

Und mitten unter ihnen, fest und sicher wie ein König, trotz seines Buckels, stand Daniel Jesus.

Eine Viertelstunde und noch mehr stand er und schaute zur Tür: ein Kampf — dachte er.

Dann plötzlich, mitten in der Stille, in der selbst die Petroleumlampen scheu erblaßten und lauschten, kam es die Treppe herunter. Langsam und schwer und hartnäckig und sinnlos. Wie eine plumpe, klebrige Masse, die nicht von der Stelle will.

Die Tür sprang auf, weit und kreischend, wie im Schreck, und herein kam Josef, die Haare von Blut und Schweiß verklebt, eine zackige Wunde über der ganzen Wange, aus der das Blut wie aus einem zerbrochnen Gefäße floß.

An den Haaren hatte er seine nackte Mutter gefaßt und warf sie Daniel Jesus zu Füßen.

Da sprang sie auf. Mit schönem flammenden Gesicht stand sie und das Haar umflocht ihren Kopf wie eine rote Krone. Den mächtigen, nackten Körper reckte sie und zeigte den Trunknen ringsumher ihre herrliche, leuchtende Haut und die Narben der Geburt, die ihren Leib zerrissen hatten. Ihre Augen erstarben fast in ihrem großen Glanze, als sie fragte: Wer hat das getan?

Eine weite, flüsternde Pause entstand, in der die schwarze Carmen aufstöhnte und ihre rechte Hand erhob.

Ich — sagte Daniel Jesus.

Da ging ein Schauer durch Frau Margaretens Leib und ein unbarmherziger, schüttelnder Frost.

Und Daniel Jesus kniete nieder und küßte ihre Füße und sagte dann:

Ich liebe Dich. Ich bin der Herr über Dein Leben, denn ich weiß, daß auch Du mich liebst. Du kannst nicht gegen mich streiten, ich bin stärker als Du.

Sieben Tage will ich warten. Dann komm in die Villa Jesus vor der Stadt, wenn es Abend geworden ist. Komm, denn ich will es.

Gedichte

Von Else Lasker-Schüler

Nun schlummert meine Seele —

Der Sturm hat ihre Stämme gefällt
O, meine Seele war ein Wald.

Hast du mich weinen gehört?
Weil deine Augen bang geöffnet stehn.
Sterne streuen Nacht
In mein vergossenes Blut.

Nun schlummert meine Seele
Zagend auf Zehen.
O, meine Seele war ein Wald;
Palmen schatteten,
An den Aesten hing die Liebe.
Tröste meine Seele im Schlummer.

Ankunft

Ich bin am Ziel meines Herzens angelangt
Weiter führt kein Strahl.
Hinter mir laß ich die Welt
Fliegen die Sterne auf: Goldene Vögel.

Hißt der Mondturm die Dunkelheit —
. . . . O, wie mich leise eine süße Weise betönt . . .
Aber meine Schultern heben sich, hochmütige Kuppeln.

Die Schwestern Wiesenthal

Von Otto Stoessl

Drei Schwestern tanzen. Zwei blütenjunge Mädchen und ein Kind, dessen verträumtes Gesicht noch vom Schlummer der ungeweckten Jahre umfangen ist, indes die feinen Glieder in allen Gelenken schon erwacht, sich unter dem Ruf der Musik auf das anmutigste lösen und regen, noch nicht bewußt, sondern gleichsam dem Beispiele der älteren Schwestern gehorsam. Diese dritte tanzt noch den bloßen Reigen, wie sich eben ein Kind in dem Märchen seiner Existenz, wie in einem beginnenden Traume bewegt. Die zwei anderen aber tanzen eigenes Leben, Schicksal, Gestalten und verkörpern sinnvolle Kunst des Leibes, beherrscht von inneren Impulsen, die nach dieser Darstellung verlangen als nach der Erlösung durch die Form.

Grete Wiesenthal tanzt wie der Genius der Leidenschaft selbst, als schlügen aus ihrer Seele, aus ihrem schmächtigen, schlanken und durch den Rhythmus und Klang der Musik zugleich entfachten und gebundenen Körper Flammen, deren Pracht sie ausströmt, in deren Glut sie lebt, wie der Urgeist des Elements.

Der Ruf der Musik entzündet den Glanz dieses Willens, der seinen starken, künstlerisch strengen Instinkt wahrt und nicht wahllos sich dem Gebot der Bewegung unterwirft. Sie gestaltet im Tanz sich selbst, er ist der einzige Ausdruck einer besonderen, dem eigenen Wesen mit tragischer Größe und Qual hingegebenen Natur, von der Musik empfängt sie die ersehnte Stimme und Deutung ihrer eigenen Seele und strahlt diese wieder in den kühnen, einfachen, zuweilen großartigen, beschwingten und geflügelten Schritten, in den sehnsüchtigen Bewegungen des zartesten Körpers, in den Armen, die wie Fittige sie zu tragen scheinen und wie wortlose Rufe nach dem Unfaßbaren jauchzen. Sie tanzt, sie erlebt Beethovensche Allegretti. Es ist nicht zu fragen: was meint sie, was sieht sie, was will sie bei dieser Musik? Auch der Tanz ist, wie die Musik, sein Zwillingsgeschwister, kein begriffliches Werk, er arbeitet nicht mit Gedanken, wenn er gleich eine Welt von Gedanken erlöst und erweckt, er entbindet Vorstellungen nicht von begrenzter Deutlichkeit, sondern von ahnender Fülle und schwebender Unsagbarkeit. Ebenso wird der Tanz auch nicht von klaren Vorstellungen eingegeben, sondern von dunklen Trieben und vorschwebenden Bildern, von der geheimnisvollen Rhythmik, des Blutes, von dem Willen des ganzen flugbereiten und fähigen Körpers, der eine unendlich vielstimmige Musik in seinem Schweigen umfaßt, die durch das Aufschimmern des Klanges von außen mit einem Male mitzuschwingen, zu fragen, zu antworten und zu wachsen beginnt wie eine Flamme. Beethovens Allegretto: Musik, was sagst du, was willst du, was weckst du und rufst du? Da ist Sehnsucht über alle Worte, eine ungeheure Last des Schicksals, die sich in Tönen entladet, welche alle Tat und Untat des Menschenlebens zu bergen und zu entsühnen scheinen, ohne die irdische Schwere der begrenzten Gedanken, der undurchdringlichen Tatsachen doch alles, was gedacht werden kann und was geschehen mag, in unsagbarer Fülle vervielfachen, in tiefster Einfalt auf eine große, strahlende Einheit rückführen und abklären, so daß eine Welt wie in das Kristall eines erklingenden, umkreisenden, in sich zurückströmenden und beschlossenen Motivs gefaßt ist. Diese Musik tanzt sie: sich selbst. Beethovens Allegretto, eine Welt, eingeschlossen und ausgedrückt in dem Kristall einer entfachten, ernst ausschreitenden, leidenschaftlich aufstürmenden, in sich selbst und in den schließenden Rhythmus großartig rückkehrenden Bewegung eines Körpers, der Ziel und Mittel, Wille und Werkzeug, Seele und Form dieses Kunstwerkes ist. Der Tanz entflammt sich an dem großen reinen Feuer der Musik und nimmt sie so auf, löst sie so völlig in seine Kraft, daß sie in ihm vergeht, er ist selbst Musik geworden. In gleicher Weise aber zieht die Glut dieses Impulses auch alle Schönheit des Sichtbaren in sich ein: die Farbe des Gewandes in seiner launischen, dem Körper folgenden Bewegung, die Linien des ruhenden, gemessen gehenden, verzückt taumelnden, eilenden, fliehenden, sehnsüchtig schleifenden, befreit sich schwingenden Leibes, der sehnigen, muskulösen, mageren, zugleich nach gewissen Begriffen unschönen, nach denen künstlerischer Charakteristik jedoch wunderbar ausdrucksvollen Beine, der zarten Arme, des Gesichtes, der Haare. Und ein Spiel dreier Mächte hebt an, welche in diesem tanzenden Leibe als in einem triumphierenden Reigen vereint sind: Farbige Erscheinung, tönende Musik, seelische Bewegung. Das ist das Geheimnis des Tanzes, dieser

langvergessenen und verhaltenen Kunst, die einem Urinstinkt der Menschheit entsprungen, vielleicht die erste Aeußerung des gestaltenden schöpferischen Willens war und wie alle treibenden Urinstinkte in den gesellschaftlichen Mißformen entstellt, ja verschüttet blieb, um zu Zeiten allmählich, unversehens und unbesiegbar aufzuwachen. Zuweilen schlagen aus dem geordneten, langweiligen Treiben unserer Tage die alten, großen Flammen des Urmenschlichen auf, welches immer auch das wahrhafte Urwunder bleibt, denn was wir Gesellschaft nennen, ist doch bloß ein wunderliches untermenschliches Gemenge beherrschter Tierheit. Die Flammen brechen zuweilen auf: ein Bild, eine Musik, ein Gedicht und der Flammen brennendste: ein Tanz.

So empfängt Grete Wiesenthal ihren Impuls, so entatmet sie ihn, vom Klang erfaßt, in seinem Rhythmus bewegt, von seinem Takt und Gang gebunden und befreit: innerliches wie die Seele eines Tonstückes erscheint gleichnishaft verkörpert im sinnvollen Spiel ihrer Glieder und dieses erweckt wieder die Unzahl der Visionen bei der Einheit der schönsten Erscheinung.

Am deutlichsten wird dieses Ineinandertauchen der empfangenden und weiterreichenden Kräfte an dem „Donauwalzer". Langsam, fragend beginnen die ersten Takte, da kniet sie in sich zusammengekauert, das blonde, dunkelkupfrig aufleuchtende Haar verhüllt ihr Gesicht und strömt über die Schultern. Mit dem bewegteren Fortgang des Motivs erhebt sie sich langsam, scheint lauschend erst ihrer inne zu werden, bis die ganze, von einem anschließenden, stumpf grünen Gewande verratene zarte Gestalt aufgerichtet, wie von der Musik erst gezeugt, dasteht, schon aber auch zu beben, zu atmen, zu schwingen beginnt; die Miene, ein schmales, mageres, starres Kindergesicht, fängt leise zu leuchten an, die goldbraunen Augen schimmern und lächeln, lachen und strahlen endlich, der scharfgezeichnete Mund über dem langen Kinn öffnet sich mit der schimmernden Reihe der Zähne, eine siegreiche Heiterkeit leuchtet über dem Fluß der fortziehenden Musik, allmählich hebt der Körper sich empor und er hat fast mehr noch zu sagen, als das Gesicht allein, er erlebt das Spiel der Wellen und zeigt es, immer im Dreitakt des Walzers: die naive Geberde des Schwimmens, des Trinkens, des Badens, alles Treibens eines beseligten Geschöpfes, einer Nixe im wallenden Element, aber jede Geste nur eine von untrüglichem Stilgefühl gleichsam vergeistigte und verklärte Andeutung des Realen; in der wachsenden Bewegung steigert sich der jubelnde Taumel zu einer überströmenden Lust, zu einem Triumph körperlicher Melodik und eines herrlichen Augenwohlklanges in und über dem der Töne.

Else Wiesenthal, die stillere, sanftere lebt in einer zärtlichen träumerischen Romantik; das Bacchantische, völlig aufgelöste und brennend Verzehrende, das der Leidenschaft der Schwester gemäß ist, liegt ihr ferne, die weniger den tragischen Genius, als die selige Harmonie und Verklärung der Musik verkörpert, schon durch ihre Erscheinung allein, von ebenmäßiger Schlankheit, von einer knospenden Anmut; ihr Gesicht zeigt die reinsten Linien, den sanftesten Umriß, der Mund mit einem unvergleichlichen Sinnen und Lächeln drückt den ganzen Zauber ihres Geschlechtes aus; in dem Schwung dieser Lippen, der schweigenden, der fragend halb geöffneten, der lachend erschlossenen, scheint alles weibliche Schicksal vorgedeutet, Lust und Leid, Sehnsucht, Liebe, Güte, alle reinen, den wahren Wohlklang, die sittliche und sinnliche Harmonie des Frauenwesens bezeichnenden Züge spricht dieser stumme Mund wie eine Verheißung und Erfüllung aus. Und unter einer schwarzen, schimmernden Haarflut leuchtet die weiße Stirne, strahlen zwei ernste, feierliche, milde Augen eine klare Tiefe aus. Auch sie tanzt, was ihr gemäß ist, Musik, die von verwandtem Wesen eingegeben, die zärtliche, innig träumerische Romantik vergegenwärtigt: Mondlicht über Wiesen wallend, den schönen Harm der sehnenden, die Schwermut der verlorenen, die keusche Freude der gewonnenen Liebe. Schumanns Karneval. Eben wegen der harmonischen Gefaßtheit ihres ruhig geschlossenen Wesens, ihrer seelenvollen Einfalt und Sicherheit vermag sie im Tanze, was der flammenden Persönlichkeit der Schwester versagt ist: deutliche, objektive Gestaltung und Charakterisierung, sie hebt typische Figuren heraus, den stürmischen Florestan, den unglücklichen Pierrot. Wie entzückend ist die Grazie, die den ungelenken, schwerfälligen, mondsüchtigen, unseligen Hanswurst aufs anmutigste ungraziös erscheinen läßt, die mit der charakteristischen Musik taumelt, hinkt, nach Halt sucht, indessen, wie in den Tönen der leise Spott des beherrschten harmonischen Gleichgewichts in ihren Gliedern lächelt, während darauf der triumphierende Harlekin in seiner Freude die kindlichsten Sprünge, ein Lachen am ganzen Leibe offenbart. „Valse noble": in einem schimmernden Seidenkleide mit bloßen Schultern die schöne Frau, die sich im eigenen Zauber, halb schamvoll, halb bewußt neigt und beugt und badet, den Reiz ihrer verhaltenen, schwebenden Bewegung genießt und sich im Wohllaut ihres Leibes gleichsam bespiegelt.

Auch Else Wiesenthal tanzt einen Walzer: „Rosen aus dem Süden", in einem feuerfarbenen Gewande, das wie ein üppiger Blütenkelch die schlanke Gestalt umgibt, die daraus hervorleuchtet und wieder sich darein hüllt, einen Kranz von Rosen um das Haupt, die Lippen verheißend wie Rosen selbst und die rings um sie blühende Musik vom sanften Schwung des Beginnes bis zur höchsten Lust des Schlusses in das volle Glück der Erscheinung wandelnd: ein Bild, das sich selber gestaltet, ein Geschöpf, das all seinen und unseren Traum erfüllt.

Nicht ohne ein zwingendes Gebot ihrer Natur antworten diese Tänzerinnen am innigsten dem Rufe der Wienerischen Musik, drücken sie selbst doch den Reiz ihrer Heimat mit unwillkürlicher Kraft aus, als hätte diese Natur, der Wienerwald, welcher die allerschönste Stadt bekränzt, dieses Land, das in unversieglichem Reichtum Wunder der Erscheinungen hervorbringt, auch diese Mädchen erschaffen, so recht um die innewohnende Musik, den ganzen, steten Wohlklang seiner Schönheit im Tanze zu versinnlichen und zu verklären.

Gespräche mit Kalypso

Ueber die Musik

Von Alfred Döblin

Siebentes Gespräch: Giesst Wein in meinen Becher / Von den unteren Tonordnungen

Abend. Violette und gelbe Wolkenzüge am Himmel. Das Meer liegt ganz glatt da.

Musiker:
Unser Nachmittag war so still. Magst Du nun wieder plaudern?

Kalypso:
Ich hab Dich zwar einmal gebeten, mir, wenn ich still bin, von ihr zu plaudern, von der Musik. Gesteh', auch Dich ekelt's jetzt vor ihr. Es ist ein langweiliges Ding um die Musik.

Musiker:
Wenn Du mir erlaubst, Kalypso, so schau ich heute den Möven dort zu. Ich denke mir eine zu holen.

Kalypso:
Sie ist langweilig. Käme jetzt einer, womit er wollte, mit dem schönsten Liede Apollos, ich — würfe ihn nieder.

Musiker:
(Lachend.) So kriegerisch ketzerisch flucht meine hohe Gönnerin, die Schutzgöttin meiner armen Seele, die Vorgängerin der heiligen Cäcilie. Doch ist es nicht lange her, da kanntest Du Dir und mir keinen Trost als die Musik.

Kalypso:
Ein leeres Gestammel ist sie. Ich rede nicht ohne Not von ihr. Aber eine Bettlerkunst ist sie. — Sieh, hier lieg ich, nicht müde, aber ohne Glut und Lust, stumpf, völlig ausgeleert, blöden Herzens. Haucht sie in meine Not, so häuft sie Elend klafterhoch über mich, denn ich sehe sie, die ungeschickte Aerztin, die die Leiden mehrt, wo sie lindern will und gleich einer Qualle ist, schleimig und ohne Hände.

Musiker:
Und, nicht wahr, Hände, Hände! — Reißt mich auf, gebt mir etwas, ein Anderes, ein Schäumendes, gießt meine Schale voll.

Kalypso:
Und darum, trotz Deines Spottes, veracht ich sie als eine Bettelkunst. Stell mir einen blinden Märchenerzähler her und flöte Du, ich will Dir sagen, was Du flöten magst: ich lache Dir in's Gesicht und frage kalt: was schafft der Narr?

Musiker:
Mir ginge das zu Herzen.

Kalypso:
(Aufbrausend.) Laß das Höhnen! Ich werf' Dich in's Meer vor die Fische. — Was nützt Du mir, was nützen mir alle Prächte und Wunder, wenn sie versagen, wo ich sie brauch'. Ich sitze hier, wie nie eine Göttliche, gefesselt; ja, sieh' mich nur an. Die schlechteste, ärmste, schwächste der Himmlischen blieb an der Sonne und muß die Barbarei des Gottes der Neuen anschauen. Wir hatten den Krieg und die Frömmigkeit und jedes Glück, er hat die Gewalt und die Heuchelei, und unten lodern die Flammen um den Olympier. Ich quäle Menschen; ich will sie nicht sehen, die betrogenen, seellosen von heute. — Ich bin unsterblich. Ich hatte verstanden, was die Künste gaben; knirschend mußte ich es jetzt ganz lernen; mir mußten sie mehr werden, als sie einem sind. Und mir haben — sie ihre Armut gezeigt.

Musiker:
Ich schweige vor dem, was Du fühlst, Kalypso; kaum sollte ich es wagen, Dich zu belehren. — Darf ich sprechen? (Kalypso bleibt stumm.) Ich will Dich erinnern an Deine eigenen Worte. Ich will Dein Liebstes verteidigen. Daß unsere Kunst der Duft einer Blüte sei, — nichts als das, — daß sie der Atem des Lebens sei, — nichts als das. Eine gehobene, fürstliche Kunst, die Tonkunst, deren Eigenstes mit ist, daß sie schweigen kann über vieles, die sich des Kleinlichen, Peinlichen entheben darf. — Nun willst Du sie anders sehen; jetzt entbehrst Du des Kleinlichen, nicht mehr Peinlichen, jetzt willst Du die Blüte und bläst den Duft fort und mühst Dich um die toten, harten Dinge der Welt. Kalypso, der Uebel größtes ist die Langeweile. (Kalypso liegt im Sande ausgestreckt mit geschlossenen Augen.) Wer schöpfte wie im zitternden Rausch atemlos den Rahm von der Welt ab? Wer raffte ungeduldig alles Glück, Stolz, Leid, Angst, Qual zusammen und genoß es in einem Heben der Lider, ein achter Tag? — —

Kalypso:
— — Es schleicht um mich herum, das Gespenst. Es murmelt Totengebete, für mich, für mich. Die glasigen Augen, der verzerrte Mund. Es lupft den Fuß, es zuckt, es schreitet an; wirres Geschrei. Bringt Totenopfer. Gegen meine Brust drängt die Schlange, entschlüpft mir, wo ich sie fassen möchte, windet sich um mich herum, legt sich voll und ekel über meinen Mund. Laß mich los; ab. Laufen, keuchen, ans Meer, daß mein blauer Mantel sich bäumt. Fischlein, ich hab' zwei kalte Lippen, ich muß Deine Kiemen küssen.

Musiker:
(Schüttelt an ihren Händen, schlingt die Arme um ihren Hals.) Kalypso! Soll ich Wasser bringen? Was quält Dich? Du! (Kalypso richtet sich murmelnd auf). Wir fahren heim.

Kalypso:
(Wieder erwachend.) Hier ist's gut. Heut wird ein schöner Abend. — Was sprachen wir? — Ach, das tönende Ungeheuer. — Welch scheußliches Tier: Die Brust reckt sich weit über die Erde, die Nüstern schnüffeln in die Höhe und unten schlürfen die dicken Füße, wälzt sich der grünschillernde Schweif, wulstig, schuppig, dick besät mit Würmern und Ungeziefer, durch die Straßen und den Mist.

Musiker:
Entsetzlich! Welche Leiden siehst Du? Du bist erregt. Dies ist nicht Musik, wovon Du sprichst. — Du denkst Fehlgeburten.

Kalypso:
(Still.) Vieles kann man nur mit Abscheu betrachten. Das hat der Walter über uns gerichtet, damit wir nicht übermütig werden. Aber es gibt Dinge, so beschämender Art. Das Wollen, das kraftlose Wollen ergreift mich so. Ihr wißt ja nicht, wie arm Ihr seid. Man sollte nur weinen und sich Eurer erbarmen. Und nichts ähnelt Euch so als Eure Musik. Wenn Ihr wüßtet, wie sich die Himmlischen den Leib halten und die Schenkel schlagen, wenn Ihr das Schluchzen und Gelächter hören würdet, wo unten das Volk einem prahlenden Held zujubelt. Wie sie dem Olympier die Kniee küssen: „bravo, gut gemacht!" Und das weite Haus dröhnt vor Dank.

Musiker:
(Nach einer stummen Weile.) Die Himmlischen steigen oft zu den Menschen herab, sei es um sich zu verstecken, sei es um einiger Menschen willen. Himmlisch und beispiellos scheint manchen die

Musik. Viele Dinge und Wesen gibt es auf Erden und in der Luft, die tönen, zu ihnen senkt sich die Musik und macht ihr Tönen zu Gedanken; und auch stummen Dingen und Bewegungen schaut sie zu, verliert sich an ihnen nicht, sucht ihren Klang zu locken: so glauben manche. Und wohl ist zweierlei an ihr: die Ordnung der Töne, das Himmlische, das aber nichts als Liebe, Umfassung und Umarmung ist; und das Geliebte, sich Hebende, Gehobene, die Welt.

Kalypso:

So ist zweierlei an ihr, sage ich: ihre Eigenschönheit, die behängt sie mit fremden Pomp, mit Raubschöne, — und satt schreitet sie heran, mächtig, eine Barbarin, mit klirrendem Schmuck, eine laubgeschmückte, stampfende, lallende Bacchantin der Berge. — Es ist ein leeres Klingen die Eigenschönheit der Musik, es ist eine qualvolle Ohnmacht ihre Raubschöne. Denn die Dinge lassen sich nichts rauben, nicht ihren ureigenen Schrei, nicht ihren Tanz, nicht ihre Schwere, ihre Härte, ihren Glanz. Dich begreife ich nicht; ich sah nichts von Liebe und Geliebten; mir treten in der wirklichen Musik zwei Mächte entgegen, die sich hassen, und ich heiße sie Dieb und Beute, aber einen Dieb, der seiner Beute nicht gewachsen ist. — Schau hin: der große, ungeheure Reichtum der Welt, der furchtbare Wandel der Geschicke, die Kämpfe der Helden, Untergang der Reiche, seltsame Fahrten, Sprießen der Bäume, Feuer und Flammen, Felsen, Täler und Ströme, — all dies bleibt der Musik verloren, — und was bleibt ihr, als der Wunsch zu rauben? Und die Ohnmacht, es nicht zu können.

Musiker:

— Glaubst Du, Kalypso, daß eine Katze ein Stier ist, oder eine Heuschrecke ein Veilchen?

Kalypso:

Mein Freund, ich will Dich doch heimschicken.

Musiker:

So ist also die Heuschrecke kein Veilchen. Aber der Schluß lautet: Dann ist auch die Musik kein Stier. (Ernst.) Das große Geheimnis der Musik will ich ausplaudern; ich will auf den Dreifuß steigen und ohne Falten und Qualm sagen: Die Musik kann nur tönen. — Ich sage „ja“ zu allem, was Du meintest; sie fühlt sich nie hart an, kein Sonnstrahl wird je in ihr aufleuchten, sie fegt kein Blatt vom Baume; sie ist unfähig zu alledem: denn sie kann nur tönen.

Kalypso:

Sie gleicht einem Priester, der tiefsinnig und ermüdend redet und mir nur Sehnsucht nach dem Leben weckt. — Hinter einem Schleier, schattenhaft tauchen in ihr — die lebenden Dinge auf, ich höre das Wispern und das Aechzen ihrer Atemnot. Das Wasser da, mein Meer, schau, wie es sich regt, wie es stampft und rennt. Hier, nimm die Muschel auf, die blaue, eine Handvoll kleiner Kiesel: ach wie gut ist es, unter ihnen zu sein, die Salzluft zu trinken!

Sieh doch, die Musik ist arm, aber schlimmer als ein Armer dünkt mich ein Bettler. Was muß die Musik betteln? Ja, die Musik tönt, tönt nur, aber daß sie sich nicht darin sättigt, daß sie dieses „Nur“ wimmert, hungrig die Augen verdreht und ihre trockene Zunge zeigt, widert mich an. So tut keine Kunst. Unverwechselbar, unvergleichbar sind die Töne, keine andre Kunst macht ihr diesen Schatz strittig. So blühe sie aus, so werde sie reich in ihrer Armut. Wär ich nicht eine Närrin, suchte ich den Tönen ein Gleichnis? Sind sie sich nicht genug, mehr als genug, eine runde, glatte Welt für sich? Jede Kunst soll ihre Wege gehen, ihrem Stoffe, dem Ton, der Farbe, dem Stein nachgehen und sie belauschen; die Eigentümlichkeit, Selbstwilligkeit und Freiheit des Stoffes erfassen und zur Kunst gedeihen lassen. Du sagst: Die Heuschrecke ist kein Veilchen; die Musik kann nicht malen, nicht sprechen, nur tönen. Dies sage auch ich und höhne ihr doppelt und dreifach, weil sie arm ist, bettlerhaft und wahnsinnig.

Fortsetzung des siebenten Gespräches in Nummer 14

Geistige Landschaft

mit vereinzelter Figur im Vordergrund

Von Richard Schaukal

Wien ist die Stadt des liebenswürdigen Dilettantismus. Da der Oesterreicher aus den Trümmern seiner historischen Kultureinheit (der Doktrinarismus hatte die Fundamente des Gebäudes unterwühlt) den Geschmack gerettet hat, trägt hier alles, selbst das Verwerfliche, gewinnende Züge. Neben marklosem Leichtsinn, unbedenklicher Hingabe an Launen und Stimmung fristet sich eine untiefe Nörgelei, die verblassend an die einstens typische Grillparzersche Raunzerei gemahnt. Sie fordert den Mutwillen, gutmütigen Spott heraus.

Die wechselnde Farbe des öffentlichen Lebens ist bedingt durch zahlreiche unkontrollierbare Strömungen, Stimmungen unter der Oberfläche. Alle Gegenstände ordnen sich symphonisch in den nachgiebigen Rahmen ein. Selbst der politische und soziale Haß enträt nicht der — so leicht in die Roheit umzuschlagen geneigten — Gemütlichkeit. Und alles, bis auf das Schlendern der Bummler — man sieht hier selten Menschen, die eilen — hat ein leicht künstlerisches Gepräge.

In dieser anmutigen, hellen Stadt gedeiht der Snobismus. Es ist nicht der kaltherzige des berechnenden Strebers, dessen Weg über Leichen geht; es ist der warmblütige des Neugierigen.

Alle Welt tut hier bereitwillig überall „mit“. Man versammelt sich immer wieder zu Komitees, zeigt sich und zeigt sich einander. Die Presse schlägt gern den Familienton an. Der Lokalreporter schwelgt in geduldeten Indiskretionen. Der Personenkult, besonders der Kult der Bretterhelden, erbt sich als ewige Gemütskrankheit fort. Man neckt einander, läßt sich aber auch immer wieder düpieren; denn man staunt gern, und vor allem: man erzählt gern Erstaunliches.

Wien ist die Stadt der Bestrebungen, (nicht so sehr — als Gesamtorganismus — der Streberei, die in Klassen und Schichten freilich um so ärger wütet). Hier haben's die Leute gut, die „neu“ sind. Alle Welt beschäftigt sich mit ihnen. Nicht allzu lange freilich. Man hätschelt das „Originelle“. Aber eines verträgt man nicht: Konsequenz, Strenge, die unbeirrbare Entwicklungslinie. Wer sich nicht modeln lassen mag, an dem schwankt der fröhliche Schwarm der Bereitwilligen vorbei. Und wer gar zu erziehen unternimmt, steht bald allein. Publikum ist hier immer zu finden und für alles, auch für jeden Blödsinn und G'schnas. Das Geld sitzt nicht fest. Man hört taktwiegend leichte Musik und trinkt dazu mehr, als man sollte. In dieser lauen Atmosphäre ist das heimisch, was man als falsche „Sezession“ kennt und nach Gebühr haßt. „Sezession“ heißt seit einigen Jahren alles, was modern, halbschlächtig, äußerlich, hohl ist. Daß eine Gruppe von unabhängigen, zum Teil sicherlich merkwürdigen Künstlern, die heut so übel verrufene Benennung in einer Epoche der behaglich starrenden Unfähigkeit in Schwung gebracht hat, kann an der leidigen Tatsache nichts ändern, daß die Talmi-Sezession einen jetzt wie das Marlborough-Liedchen „den reisenden Briten“ auf Schritt und Tritt belästigt. Jeder Schmarren der Galanteriewarenhändler, der sich von dem früher üblichen Kitsch durch Schlangenlinien oder sonst eine rezente Faselei unterscheidet, wird einem Publikum, das man in den meisten Fällen mit vollem Recht urteilslos wähnt, als „sezessionistisch“ angepriesen. Wie sehr alles echte „sezedierende“ Bestreben unter diesem Unfug leidet, braucht nicht erst betont zu werden.

Ueber das, was auf der Hand liegt, soll hier nicht die Rügerede ergehen. Aber eine Erscheinung innerhalb des größeren Ganzen muß einmal gebrandmarkt werden, die sicherlich bereits aus allen spiegelnden Flächen der „besseren Umgebung“ grinst: die Komödie der sogenannten angewandten Kunst. Wien ist ein wahrhafter Nährboden dieser Seuche. Eine Gemeinde von aufdringlichen „höheren Snobs“, nüsternblähenden Kunstwitterern verkündet stündlich das Neueste. Beweglich schlängelnde Begabungen liefern das jeweils „aktuelle“ Material. Die Sache wäre vielleicht harmlos, schlüge die künstliche „Bewegung“ nicht so aufschäumende Wellen. Man muß ja im sonst bewohnten Europa wirklich glauben, wir alle in der geistigen Heimat der Canaletto, Mozart, Raimund, Dannhauser, Nestroy, Schwind, Beethoven, Bauernfeld, Grillparzer, Hebbel, wir alle lebten nur mehr von der Kinderei des dekorativen Elements. Hier zu widersprechen im Namen einer ehrlich angeekelten Mehrheit ist dem stillen Beobachter des Getriebes Bedürfnis.

Wir haben uns in Wien seit je gefügig dem Experiment hingegeben. Ausliefern aber lassen wir uns denn doch nicht. In widerlicher Erinnerung bleibt der als Sturm im Wasserglase inszenierte Rummel der Reinhardtbegeisterung. Man glaube der Versicherung eines klarblickenden Zeitgenossen und Mitbürgers, daß die wirkliche „Elite“ des schöngeistigen Wien diesen Rummel nicht mitgemacht hat. Das, was sich so beflissen und laut immer wieder selbst das „geistige Wien“ nennt, täuscht sich und andere stets gern darüber, welchen kümmerlichen Zusammenhang es eigentlich mit den Schichten der Gesellschaft hat, die dem diskreten „Welt“menschen einzig und allein die Repräsentanz der organischen Kultur bedeuten. Nicht der Wiener „Jour“ und sein Stammpublikum prägen Gott sei Dank der Stadt der großen Erinnerungen und der glänzenden Begabungen, dem Mittelpunkt einer erlauchten höfischen Tradition, der Residenz der historischen Familien, dem Zentrum ernster, tüchtiger geistiger Arbeit, der Stätte eines eminent kunstverständigen und kunstfrohen Publikums, die angenehme Physiognomie. Im breiten Schlagschatten dieser reich konturierten Potenz verschwindet der dünne einer zwar zählebigen, aber nicht wurzelverankerten Partikel.

Aber eines ist leider wahr: wer sich zurückzieht aus der Gegend, wo die „öffentliche Meinung“ gebraut, die Reklame gerüstet wird, von dem hört die auf Kunde angewiesene Mitwelt wenig oder nichts. Und wer gar unternimmt, in tollkühner Vermessenheit sich gegen die rumorende Côterie zu stellen, der kann zur Eissäule gefrieren im Todesschweigen, das frostig um ihn sich schließt.

Von so einem offiziell vereisten wollen diese Zeilen sprechen, einem Mann, der berufen wäre, Ratlose aus der Afterkultur herauszuführen. Adolf Loos heißt der starke Einsame. Er ist ein Architekt, der keine Häuser zu bauen hat, ein beredter Lehrer, dem dieSchüler mangeln, ein enthusiastischer Kämpfer, dem der Feind immer auf Tagreisen weit ausweicht. Eine helle Stimme, der das Echo abgegraben worden ist. Ein reicher Erfinder, den das behutsam Fertiggestellte von flink zugreifenden Händen alsbald zur Karrikatur verhunzt wird.

Loos, ein gebürtiger Brünner, der sich mit scharfen kalten Augen in andern Ländern seine Zeit angesehen hat, richtet Wohnungen und Geschäftsstätten ein. Das tun bei uns nur zu viele. Loos aber war einer der ersten. Ferner hat er über Fragen der Kultur geschrieben. Auch das tun unzählige. Loos aber war einer der ersten. Endlich kämpft dieser unbeschäftigte Architekt gegen die Präpotenz des „dekorativen Elements“. Das tut bei uns wohl kaum jemand. Er ist hierin der einzige geblieben; denn die scheinbar Gleichgesinnten tun im besten Fall eben mit, aber ohne Charakter, das heißt nicht aus Natur, sondern — — „auch“.

Seine Wohnungen und Geschäftsstätten hat er kürzlich in „Wanderungen“ denen gezeigt, die darauf halbwegs neugierig waren. Das wäre nichts besonderes. Aber besonders ist der Geist, der sich dem verständigen Wanderer hier enthüllte. Und über den Geist dieser Wohnungskultur wird hier etwas zu sagen sein.

Seit einigen Jahren geht man bei uns — — und anderwärts — — in Ausstattungsnöten nicht mehr zum Möbeltischler und Tapezierer, sondern zum „Künstler“. Der Künstler ist auf diese Art rasch zum Orakel gesteigert worden.

Der Gegensatz des Künstlers scheint so etwas wie „unkünstlerische Nüchternheit“. Aehnlich war Makart vor vierzig Jahren der „Herold der Farbe“. Man weiß das erbärmliche Fiasko seiner Atelier-Kitschphraseologie. Heute ist „Sezession“ Trumpf. Kein Handwerker in Wohnungsutensilien darf nach den reinen Prinzipien seines Handwerks Gebilde zusammenfügen. Der Künstler steht hinter dem Befangenen und richtet ihm die Hand. Was heraus kommt, ist „angewandte Kunst“. Angewandte Kunst, das sind Nacht- und Nähtischchen mit Porphyrplatten und schmiedeeisernen Beschlägen, in allen Farben gebeizte Kasten mit Intarsien und Spiegeln, Büffets mit messinggerahmten kassettierten Fenstern und angeschraubten Beleuchtungskörpern und ähnliches. Man kennt den Klimbim zur Genüge. Es ist so fad, daß man schon beim Gedanken daran gähnt. — Loos fragt höhnisch, warum der Künstler nicht auch dem Schuster, dem Sattler, dem Handschuhmacher unter die Arme greifen wolle. Und da niemand antwortet, fährt er, der schon vor zehn Jahren (in der „Neuen Freien Presse“) und später in einem gleich wieder eingegangenen Blatte „Das Andere“ „radikale“ Anschauungen entwickelt hat, fort: Unsere Zeit braucht das Ornament nicht, sie verzichtet darauf. Sie lebt vom ästhetischen Wesen

ihrer praktischen Zwecken dienlichen Erzeugnisse. Der Handwerker ist noch immer da und kann, was er gelernt hat. Der Schuster macht Stiefel, der Schneider Röcke nach dem Bedürfnis des Bestellers. Und was für prachtvoll solide Ware! Loos hat allen Ernstes seine Beteiligung an den gewerblichen Ausstellungen der Künstlervereinigung „Sezession" erst für die fortgeschrittene Zeit in Aussicht gestellt, wenn diese den hervorragenden Wiener Schneidern und Lederwarenerzeugern ihre Schranken zu eröffnen sich bemüßigt sehen solle. Aber nicht nur der Schuster und Schneider sind da, auch der Tischler kann sicherlich noch Stühle und Bettstätten machen. Schafft nur den Künstler ab, der ihn daran hindert. Man kolportiert ein bezeichnendes Wort: „Ich habe mit Kammerdienern und Bienenzüchtern mehr innere Zusammenhänge als mit Architekten." Das heißt: Ich fühle mich allen Menschen verwandt, die in ihrer Beschäftigung ganz drin stecken, mit ihr identisch sind. Diese sind die Förderer.

Und also naturgemäß, elementar, klar, zweckdienlich, ein Dirigent der echten Aeußerungen des tüchtigen Handwerks, richtet Loos einigen Menschen, die sichs gefallen lassen, ihre Zimmer ein. Er sagt: Man gibt mir den Auftrag, eine Wohnung zu gestalten. Ich will nichts neues erfinden. Das ist doch nicht meine Aufgabe. Ich brauche zum Beispiel gute Stühle. Wozu sollte ich da plötzlich Stühle erfinden. Sie sind ja da. Es sind die alten englischen. Und so weiter. Manches Prinzip freilich ist verschüttet. Laßt uns dem Gedanken nachgehen. Er hört uns schon und zeigt sich schüchtern. Heraus mit Dir. Ich halte den Künstler ab, der dich beim Genick packen will. Er tut dir nichts, solang ich da bin. Sieh her, da bist du, herrlichprimitiver, nackter Gedanke, „des" Tisches, „des" Vorhangs, „des" Spiegels. Wir wollen dich in gutem Material verlebendigen. Nichts weiter. Handwerker, zeige was du kannst. Du darfst arbeiten.

So einfach ist diese „Theorie", daß man sie erklären muß. Die Leute suchen ja immer etwas „dahinter". Sie sind das von den hinterhältigen Künstlern gewohnt. Es ist nichts „anderes" dahinter, liebe Leute. Adolf Loos will nichts apartes. Wenn ihm auch manches — apart gerät. Freilich, er selbts ist ja ein Künstler, ein Mensch mit künstlerischem Gewissen, mit künstlerischer Bildung. Aber weder ist sie ihm wie den armen Eklektikern von rechts nach links kollernder Ballast, noch hält er sonderlich viel auf die Tatsache ihrer Existenz. Diese „künstlerische Bildung" belehrt ihn über die Wege der Entwicklung. Und sein scharfer logischer Verstand zeigt ihm die Stationen, die Etappen sind. In unserer Zeit, der Aera der Maschinen, sieht er das Ornament an Entkräftung gestorben. Er trauert darüber nicht. Im Gegenteil: er jubelt. Er preist unsere Zeit ob dieser grandiosen Kargheit. Er schätzt die historischen, schätzt die organischen Ornamente, die Arabesken der üppigen dekadenten Auslaufzeiten wie die großartigen Hieroglyphen der Uranfänge. Aber er verweist kaltblütig auf das Wesen unsres modernen Materials, und meint ihm genügende Wirkung durch seine unbefangene Existenz zuschreiben zu dürfen. Silber- und Messingplatten, Holz- und Glasflächen: Loos verneigt sich vor ihrer ungeminderten Tatsächlichkeit. Wie reich sind wir, sagt er. Wir haben die Steine, die Metalle, die Hölzer. Weg mit den kribbligen Händen, die alles unbegründeter Weise bekritzeln, verbiegen, zacken wollen. Das Buch, das Hemd, der Knopf; laßt alle diese guten Dinge durch sich selbst wirken, laßt sie nur zu Wort kommen, gebietet dem dreinschwätzenden Künstler Schweigen: eine Harmonie der großen einfachen Stücke, der Dinge breitet sich rauschend aus. Und eines verrate ich euch; sagt der stille unermüdliche Werber für das Echte: alle wahre Kultur hat seit jeher das Ganze, das Tüchtige, das Einheitliche bevorzugt.

In dieser Kampfstellung gegen das Ornament liegt mehr als die Neigung zu einer geschmackvollen Variante des Gerätes. Die Devise „Los vom Ornament" ist die Oriflamme einer neuen großen Idee, die wie alle großen Ideen Ahnenzusammenhänge hat. Die Idee dient der Gesellschaft. Man nehme sie nur einmal rein praktisch, wenn das Ornament fällt, fällt ein mühsames Plus an Kleinarbeit (abgesehen vom ekeln Cliché des Fabrikornaments). Man zahlt nicht weniger (heute sogar noch mehr) für eine glatte Zigarrentasche als für eine verzierte. Der Zierrat wird überflüssig, die Herstellungsmühsal also geringer, der Verdienst größer — das Zeitgemäße dient den Zeitgenossen.

Kunstreferate

Die Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen berichtet unter dem 12. Mai aus Wien:

> **Reinhardt eröffnete gestern mit dem „Kaufmann von Venedig" ein Gesamtgastspiel im Theater an der Wien. Das anfangs etwas spröde Publikum erwärmte sich zusehends, zumal für Schildkrauts Shylock und die Gerichtsszene. Von einem leichten Erdbeben während der Theaterzeit war im Schauspielhaus nichts verspürbar.**

Das ist dreideutig. Versagte hier ein neuer Regietrick Reinhardts, oder wirkte das erwärmte Publikum so anregend auf die Erde, daß unserer guten Mutter nichts zu tun übrig lieb, als zu beben, oder will der eigene Korrespondent das Entsetzen der Wiener Erde über den zurückkehrenden Sohn durchbeben lassen? Das glaube ich nicht. Die Vossische Zeitung ist durchaus unsymbolisch und für das Gemeinverständliche. Besonders in der bildenden Kunst. Sie stellte bekanntlich vor ungefähr dreißig Jahren einen Jubelgreis als Kunstberichterstatter an, der mit tragischer Notwendigkeit immer älter wurde, ohne auf diese Weise die Tragik seiner Kunstfremdheit und die Notwendigkeit seiner Existenz zu beweisen. Er begnügte sich, Meister wie Hodler, Klimt, Van Gogh, Gauguin ahnungslos und pietschvergnügt zu beschimpfen. Jetzt scheint er zu einem letzten entscheidenden Schlag auszuholen. Zur Eröffnung der neuen Sezession sandte er zunächst einmal einen Vorschimpfer, offenbar seinen Meisterschüler. Denn dieser Herr ist gleichfalls total ahnungslos und seine Witze stammen aus den Gründungsjahren der Vossischen Zeitung. Es bleibt überhaupt erstaunlich, mit welcher Dreistigkeit jeder Laie über Bilder urteilt. Der Laie der Vossischen Zeitung verwechselt selbstverständlich wieder einmal Malerei mit Photographie. Daß er nicht sehen kann, ist verzeihlich. Weniger, daß er dann über Bilder schreibt. Am wenigsten, daß er nicht einmal schreiben kann. Ueber die sehr gute Ausstellung der Neuen Sezession soll hier noch ausführlich gesprochen werden. Aber auch der angestammte Schimpfer der Vossischen Zeitung wird bestimmt zu seinem Rechte kommen, trotz seiner weißen Haare. Davor soll ihn auch der Flor wohlriechender Damen nicht schützen, von denen nach Zeitungsberichten der „lichtvolle Historiograph" stets umgeben ist.

Trust

Haare aus dem Kometenschwanz gezupft

Herr Löwevelt

Der Leiter des Berliner Zoologischen Gartens überreichte einem gewissen Theodor Roosevelt, der aus Amerika zugereist war, einen Brief in Suahelisprache: „Salaam, Bwana Mkubwa, Salaam! Du großer Herrscher unserer Tierwelt, der Du so mächtigen Einfluß über uns hast und auch über die Menschheit, Dich bitten wir, uns gegen die Ausrottung zu schützen. Unterschrieben: Löwe, Giraffe, Hyäne, Nashorn." Der Adressat bestätigte den Empfang des Briefes und setzte hinzu, daß er ihn zwar nicht lesen könne, daß aber nach seinem Empfinden sämtliche Ochsen den Brief ungelesen mitunterschreiben würden.

Weltkonferenz der Jungfrauen in Berlin

Die Jungfrauen der ganzen Welt sind in Berlin eingetroffen, wo ein fühlbarer Mangel an diesem Artikel eingetreten war. Die nötigen Informationen erteilte der Bund für Mutterschutz; er hat die Mädchen insbesondere belehrt, daß man in Berlin nur glauben brauche; die Liebe und die Hoffnung kämen unfehlbar von selbst. Die Französinnen waren erstaunt, wie schön alles auf deutsch verlief dank dem Entgegenkommen der Ortsansässigen; auch die Engländerinnen paßten sich den neuen Verhältnissen aufs leichteste an. Drei kleine Negerinnen hatten sich mitversammelt; es war zum Entzücken, wie wohl, wie geradezu angeheimelt sie sich fühlten, als die Pfarrer ihre Reden ausschwitzten. Sonderbare Resolutionen wurden am Schlusse des Kongresses von den offiziellen Vertretern gefaßt; für die Jungfrauen: „Jede ihr eigner Mann," für die männlichen Vereine: „Jeder Jüngling seine eigene Jungfrau." Und so trennten sie sich unter Absingen des Liedes: „Ich hatt keinen Kameraden" zu allgemeiner Befriedigung.

Wahlrechtsresolutionen

Ein Geheimrat brachte dem Minister ein Paket der zuletzt eingelaufenen Wahlrechtsresolutionen; der Minister legte es auf den Boden und ließ unachtsam seine frisch angesteckte Zigarette herunterfallen, so daß das Papier im Nu brannte. Der Geheimrat löschte krampfhaft: „Exzellenz, der Schaden, der große Schaden." Der Minister sah nachdenklich zu: „Ja, — die Zigarette ist futsch."

Minimax

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

MALSCHULEN

Studien-Atelier
Berlin W. 30, Habsburgerstr. 11
Akt-Kopf-Kostüm :: Zeichnen :: Malen :: Modellieren :; Stilleben :: Komposition :: Abendakt :: Ab Juli Akt, Landschaft an der See
Prospekt durch Moritz Melzer

Malschule
Müller-Schoenefeld
Atelier **Charlottenburg III**
Schillerstr. 3
Vormittag: Porträt u. Kostüm-modell
Abend: Dauerakt
Atelier **Berlin W** / Lützowstr. 82
Vormittag: Akt
Nachmittag: Porträt
Abend: Skizzierübungen nach dem Akt
(2 Stunden 50 Pfg.)
Anfragen nach Schillerstr. 3

Berlin W. 35 / Potsdamerstr. 121a
Atelier
Clara Elisabeth Fischer
:: MALEN :: ZEICHNEN ::
Neu seit 1. November
Plakatkunst :: Graphik :: Eintritt jederzeit :: Näheres Prospekte

HANS BALUSCHEK
Maler
:: Schulatelier für Damen ::
BERLIN W., Lützow-Strasse 82
Atelierhaus, linker Aufgang
Prospekte — Brief-Adresse:
Schöneberg - Berlin, Vorberg - Strasse 15

DER DEMOKRAT
Wochenschrift für freiheitliche Politik / Kunst und Wissenschaft

Erscheint jeden Mittwoch

Nummer 10 Pf. / Quartal M 1
Probenummern frei d. G. Zepler
Charlottenburg Bismarckstr. 103

Verlag F. HARNISCH & Co., Berlin W 57

„Spielend" lernt man Sprachen durch
Dr. Rebajoli's Autodidakt
A. Italienisch, elegant gebunden Mk. 10
B. Französisch, elegant gebunden Mk. 10

„Ein monumentales Werk, das jedem, der es ernst nimmt mit dem Lernen einer Sprache, den Stoff zu intensiver Durchdringung und zur völligen Beherrschung des Sprachschatzes in ansprechender Form und in methodischem Fortschritt bietet."

Selbstunterrichts-Methode mit Hülfe des Grammophons.
Jeder Lehrer, jede Lehrerin, Jedermann muss Dr. Rebajoli's Autodidakt gebrauchen um leicht und gründlich Fremdsprachen zu lernen.

Die darin enthaltenen 33 fremdsprachlichen Gespräche sind auf **33 doppelseitige „Odeon"-Schallplatten** von unübertroffener Fülle und Klarheit der Stimme durch den Autor übertragen worden.

Wiedergabe der Aussprache in höchster Vollendung. Vorführung auf Wunsch beim Autor oder im Verlag. Einzelne Unterrichtsbriefe 50 Pf., Platte dazu M 3. Preis der 33 Platten mit Lehrbuch ‚Autodidakt' nur M 100

Zur Wiedergabe der Gespräche eignet sich jedes, auch das kleinste Grammophon; jedoch hat der Verlag hierzu eine trichterlose „Autodidakt"-Sprechmaschine konstruierenlassen, die sich durch besonders deutliche Wiedergabe auszeichnet. Preis nur 50 Mark

DIE NEUE SECESSION

Ausstellung abgewiesener Künstler der Berliner Secession 1910 in der Galerie MAXIMILIAN MACHT Rankestrasse 1 an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche :: :: ::

Potsdamer-Strasse 111 — **Café Continental** — Potsdamer-Strasse 111

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:
Grosses Künstler-Konzert
Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften

DARLEHEN
reellen Leuten jeden Standes. Auch gegen Möbelbeleihung, Kunst-Gegenständen, ohne abzuholen. — Offizieren, Kavalieren, Beamten Geld in jeder Höhe. — Beschaffung von Hypotheken auf berliner und auswärtige Grundstücke. — Kauf und Beleihung von Hypotheken, Erbschaften, Sparkassenbüchern, Lombardscheinen, Mietzessionen. — Schnelle, grundreelle, diskrete Erledigung :—: :—: :—: :—: :—:
WILHELM MEYER :: Bank-Kommission
BERLIN S 14 Stallschreiberstrasse 56 II
Sprechzeit 10—12 und 4—7 :-: Fernsprecher: Amt IV 6785



Finkenmühle **Sanatorium und Erholungsheim** . . . . . .
Post Mellenbach bei Schwarzburg im Thüringer Wald
Besitzt alle neuzeitlichen Einrichtungen, Zentralheizung und elektrisches Licht, komfortable Gesellschaftsräume. **Individuelle ärztliche Behandlung** Die Küche steht unter Aufsicht des Arztes. Bei **Nervenschwäche, Magen- und Darmleiden**, Gicht und Rheumatismus, Frauenleiden u. a. m. best- . . . . geeigneter Aufenthalt . . . .
Besitzer und Leiter: **Dr of. med. W. Hotz**

Allseit. Reformbestrebungen, insbes. der Pflege persönlicher Kultur und gesunder Lebensanschauungen, dient unsere Monatsschrift **„Gesundes Leben"**, von der wir Probenummern auf Wunsch gratis versend. Abonn. M 3,60 p. Jahr



Aegyptische Nachrichten
:: in deutscher und französischer Sprache erscheint ::
Das Zentralblatt der Deutschen im Orient
werden von sämtlichen **14000** Deutschsprechenden Aegyptens eifrigst gelesen und finden ihre Verbreitung über ganz Nordafrika, Kleinasien u. den Orient
liegen in allen grösseren Hotels, Cafés und Restaurants und den das Mittelmeer befahrenden Dampfern aus. Die „A. N." bilden daher
eines der ersten und zweckentsprechendsten Auslands - Insertionsorgane
Herausgeber: F. Köhler Kairo, Postfach 1315 Probenummern gratis

Verlag „Der Sturm"

Wir übernahmen in unsern Verlag
Herwarth Walden
DAFNISLIEDER
Für Gesang u. Klavier / 52 Seiten
DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstrasse 5

Wer den Inhalt dieses Blattes „goutiert",

der
weiss auch, welch hohen Wert die Mitarbeit des Reklame-Fachmannes für Industrielle und Kaufleute hat! Einer der bekanntesten Reklame-Anwälte ist Oms, Berlin-Steglitz. Verlangen Sie — unter gleichzeitiger Einsendung von Unterlagen — Flugblatt „209"

Julius Rosenthal Filiale
Geschäftsbücher und Kontorbedarf G. m. b. H.
BERLIN W BEHRENSTRASSE 30 ECKE CHARLOTTENSTR.

GESCHÄFTSBÜCHER-FABRIK
Buchdruckerei Papier- u. Schreibwaren

:: :: :: :: SPEZIALITÄT: :: :: :: ::
Schreib- und Manuskriptpapiere

Die Fackel
HERAUSGEBER
Karl Kraus
Nummer 301/2
soeben erschienen
Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Werbeband der Fackel
50 Pfg. 210 Seiten stark

 Verantwortl. f. d. Anzeigenteil: H. Günther / Verlag Der Sturm Berlin-Halensee / Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme: Berlin W 35 / Druck v. Siegfried Seeger, Berlin S 42